

**Zeitschrift:** Freiburger Geschichtsblätter  
**Herausgeber:** Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg  
**Band:** 89 (2012)  
  
**Artikel:** Nicolas de Praromans Sprache  
**Autor:** Haas, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-391940>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

WALTER HAAS

## NICOLAS DE PRAROMANS SPRACHE

In der Zeit, in der Nicolas de Praroman beschrieb, wie man Wiesland in einen Baumgarten verwandelt, war auch die deutsche Schriftsprache in tiefgreifendem Umbruch begriffen<sup>1</sup>. Anders als der Besitzer des Bärfisher Parks mussten die Schweizer mit der Kultivierung ihrer Sprache nicht bei Null anfangen. Während des ganzen 16. Jahrhunderts hatten sie ein wohl gefügtes Schriftdeutsch geschrieben, das in der ganzen Eidgenossenschaft verhältnismässig einheitlich aussah. Nun ging es um die Umgestaltung dieser Sprache nach Vorbildern, die ausserhalb des Landes erwachsen waren, es ging sozusagen um die Umgestaltung eines englischen in einen französischen Park.

1606, im gleichen Jahr, in dem Praroman an seinem *vßzug edlicher gütter puncten* sass, erschien in Bern Rebmanns *Gespräch zweyer Bergen*, eine der wenigen bedeutenderen Barockdichtungen der deutschen Schweiz. Darin unterhalten sich der Niesen und das Stockhorn über Gott und die Welt und auch über die Zeichen der Macht Gottes:

Sein g'walt durch d'wind im Meer beweißt  
Vnd auß dem Erdreich böum außreißt/

<sup>1</sup> Vgl. Stefan SONDEREGGER, Aspekte einer Sprachgeschichte der deutschen Schweiz, in: Werner BESCH u. a. (Hg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2. Auflage, Berlin, New York 2003, Bd. 3, S. 2825–2888. Zu Bern und Freiburg: Virgil MOSER, Zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache in Bern, in: Hugo STOPP (Hg.), *Virgil Moser, Schriften zum Frühneuhochdeutschen*, Heidelberg 1982, Bd. 1, S. 121–163.

Wirfft nider Thurn/ Häuser vnd Mauren  
Das wissen Schiffleut/ Herren/ Bawren<sup>2</sup>.

Wörter wie *beweißt*, *außreißt*, *Häuser*, *Mauren* u. a. zeigen, dass der Berner Druck bereits den neuhochdeutschen Sprachstand zeigt; das gilt auch für die zwei Freiburger Drucke, die im Jahr 1616 erschienen sind, nur sind sie inhaltlich weniger originell<sup>3</sup>. Bei Praroman dagegen lesen wir *vß* statt *auß*, *Rych* statt *Reich*, *lüdt* statt *Leüt* – in Bezug auf die sogenannten «neuhochdeutschen Diphthonge» schreibt er also noch nach der alten Mode. Damit ist er nicht allein. Handgeschriebenes folgte durchwegs konservativeren Gesetzen als der Druck, auch, ja besonders in hochhoffiziellen Schreiben. So etwa, wenn sich die Freiburger Kanzlei 1606 in einem Brief bei ihren *wysen Fründt* in Bern beschwert, dass deren Untertanen alles *vf iren vorthell* zögen<sup>4</sup>. Das war beileibe nicht nur altmodisch, es unterstrich die staatliche Autorität durch die altverbürgte Sprache der Autoritäten – zu denen Praroman als Schultheiss und Oberst selber gehörte<sup>5</sup>.

Die neue Sprachmode setzte sich also je nach «Parzelle» des Schrifttums in unterschiedlichem Tempo durch. Aber man konnte sich ihr kaum entziehen. Auch Praroman unterliefen Schreibungen wie *kræiter* <Kräuter> (p. 11) statt dem alten *krüter*, *verblæibe* statt *verblybe* (p. 19); manchmal schoss er sogar übers Ziel hinaus, etwa

<sup>2</sup> Hans Rudolf REBMANN (1566–1605), *Ein Neww/ Lustig/ Ernsthaftt/ Poetisch Gastmal/ vnd Gespräch zweyer Bergen [...]*, Bern 1606; zit. nach der 2. Aufl. 1620, S. 81 (mit Dank an Frau Prof. Dr. Rosmarie Zeller).

<sup>3</sup> Die Freiburger Frühdrucke sind vorbildlich aufgearbeitet bei: Alain BOSSON, *L'atelier typographique de Fribourg (Suisse) – Bibliographie raisonnée des imprimées 1585–1816*, Freiburg 2009.

<sup>4</sup> StAF, AV 234, S. 175c. – Im Unterschied zu Praromans Büchlein ist der Brief der Kanzlei ein fehlerfreies Beispiel für professionell geschriebene eidgenössische Schriftsprache.

<sup>5</sup> Walter HAAS, Von den Schwierigkeiten, die legitime Sprache zu wechseln, in: Robert DAMME, Norbert NAGEL (Hg.), *westfeles vnde sassesch – Festschrift für Robert Peters*, Bielefeld 2004, S. 207–217.

im Wort *wæildtfäng* «Wildfänge» (= < wilde Schösslinge >) (p. 11), wo er auch für kurzes *i* den «modischen» Diphthong einsetzt. Seine Schrift verrät eine geübte Hand, aber der Oberst war kein berufsmässiger Schreiber, der täglich mit unterschiedlich Geschriebenem umging und aus dem Vergleich seinen eigenen Gebrauch finden konnte.

Der kleine *Vßzug* ist sprachlich also noch im Wesentlichen der alten eidgenössischen Schriftsprache verpflichtet, zeigt aber bereits Spuren der neueren deutschen Schriftsprache. Zudem ist er kein sorgfältig stilisierter Bericht, sondern ein schnell geschriebenes Protokoll zum privaten Gebrauch des Verfassers und vielleicht eines Fortsetzers seiner gärtnerischen Bemühungen. Auch das wirkt sich auf seine Sprache aus:

Wan nún ich die zwæy von dem ordt, do seÿ in gemæin 4 oder mæ jarren gestanden sindt, durch einnem flisigen dienner, der mier die wurtzell woll verschondt hab, lon ußzüchen für in dennen gemachten grúben wider zú sötzen, hab ich zúm ærs-ten zú allen grúben ein starcken zún stäcken lon thragen undt ein corp oder 2 foll gütter schorretten. Darnach so sötz ich den zwæy hin in die grúben, doch nitt thœiff. Wan die grúben schon thœiff ist, so lon ich von dem usgözognen hãrdt wider drin wãrffen, wan uff den wurtzellen núr ein halben schú erthrich, als zúm ersten ein wännig uff den wurtzellen des ußgezognen ræinnen grundt undt – Nota – den woll under den wurtzell stossen, das die wolverfüldt sigendt, / (p. 20) ouch nitt hols darunder verblæibe [...].

Praroman beginnt mit einem ziemlich kanzleimässigen, anspruchsvollen Satzbau, der im Laufe der Beschreibung durchbrochen wird durch nachträgliche Einfälle: Wichtig ist, dass die Grube nicht zu tief ist – aber was ist zu tun, falls der Diener sie schon zu tief gegraben haben sollte? Das muss nachgetragen werden. Dann geht es darum, das Setzen genauer zu fassen; hier ist besonders wichtig, dass nicht zu viel Erdreich *auf* die Wurzeln geschüttet wird, worauf dem Verfasser einfällt, dass vorher die Hohlräume *unter* den

Wurzeln aufgefüllt sein müssen. Praroman schreibt einen Stil, den man *Parlando* genannt hat<sup>6</sup> und den wir alle produzieren, wenn wir einen Verlauf rasch und unvorbereitet nachzeichnen: Wir beginnen beim Auffälligsten und tragen dann die Feinheiten nach, in der Ordnung, wie sie uns einfallen.

An sich ist der Schreiber mit dem Kanzleistil vertraut, aber hier fehlen Zeit und Notwendigkeit für stilistische Bemühungen – und auch die Übung, denn für die schriftliche Form der Texte war der Schreiber verantwortlich, wie der *flisige diener* für das Ausheben der Pflanzgruben. Andere Besonderheiten des kleinen Passus betreffen das eigentlich Sprachliche selber. Das beginnt bei der Wortfolge (*wan nun ich* statt *wann ich nun*; *lon ußzüchen* statt *ußzüchen lon*), führt über die Flexion (*jarren* statt *jare*; *durch einem* statt *einen dienner*) zu den Satzverbindungen (*lon ußzüchen für wider zu sötzen*) und zum Wortschatz (*zwæj*, *töiff*, *schorreten*, *hård*).

Viele dieser Besonderheiten erinnern an die alemannische Mundart. Das beruht aber nicht etwa darauf, dass Praroman Mundart hätte schreiben *wollen* oder dass er die Schriftsprache nicht genügend beherrscht hätte. Grund für die dialektnahen Elemente ist vielmehr, dass die alte eidgenössische Schriftsprache auf den einheimischen Mundarten «fundiert» war, wie man sagt: Die Schriftsprache kam von den Mundarten her und war ihnen nahe. Besonders der Wortschatz der Mundarten stand ihr fast vollständig zur Verfügung – aber nicht unverändert: das auslautende *-n* z. B., das in den Dialekten schon damals weggefallen war, musste in der Schrift wieder eintreten: *lon ußzüchen für in dennen gemachten grüben wider zú sötzen* entspricht zwar in der Konstruktion (*für ... zu setzen*) und in der Wortfolge (*lassen ausziehen*) der Mundart, aber alle *-n* sind wieder eingefügt. *schorreten* kommt aus der Mundart, steht aber der Schriftsprache mit den nötigen Modifikationen zur Verfügung, auch hier ist das *-n* wieder angetreten. Eine Verbform wie

<sup>6</sup> Peter SIEBER, *Parlando in Texten – Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit*, Tübingen 1998 (Reihe Germanistische Linguistik 191).

*sigendt* erinnert zwar an schweizerdeutsche Verbformen, aber sie ging schon im damaligen Freiburgerdeutschen längst nicht mehr auf *-endt* aus. Umgekehrt fehlen typisch westschweizerdeutsche Besonderheiten wie der Lautwandel von *töiff* > *tööff*, obwohl sie mit grosser Wahrscheinlichkeit in den Mundarten schon damals durchgeführt waren. Praroman schrieb *lon* <lassen> und nicht *lan*, wie es der Freiburger Mundart näher gestanden hätte: Die eidgenössische Schriftsprache wies nicht alle regionalen Verschiedenheiten auf, deswegen war sie einheitlicher als die Mundarten, und in diesem Fall hatte sie sich für eine östlichere Form entschieden. Mit keiner Schweizer Mundart stimmt das Pronomen *sey* <sie> überein. Nein, Praroman schreibt nicht Mundart.

Doch seine Sprache weist persönliche Besonderheiten auf, die auch der damaligen Schriftsprache fehlten. Eine erste Gruppe hat mit der Handschrift des Verfassers zu tun. Die Buchstaben <ä> und <ö> unterscheidet er nicht, beide fallen in *ein* Zeichen zusammen, das am ehesten einem <ö> gleicht. Damit fallen die Schreibungen von mindestens vier, vielleicht sogar fünf etymologisch verschiedenen Lauten zusammen: In *wölle* ist der Vokal /œ/ gemeint; in *Börffischen* /æ/; in *gösötzs* zuerst der «Murmelvokal» /ə/, dann offenes /ɛ/; in zum *bösten* entweder /ɛ/ oder aber schon die Freiburger Rundung von /ɛ/ zu /œ/. Das ist für die Transkription ein Problem, denn prinzipiell sollte jedes Zeichen der Handschrift in der gedruckten Edition durch das gleiche Zeichen wiedergegeben werden. Um den heutigen Lesern das Lesen des Textes zu erleichtern, wurden diejenigen <ö> der Handschrift, die in der damaligen Sprache eindeutig /æ/ bedeuten, durch unterstrichenes *ä* wiedergegeben: *Bärffischen*. In einigen Fällen bestätigt der Schreiber unsere Lesung, indem er manchmal für /æ/ auch das Zeichen <æ> verwendet: *Bærffischen* (p. 9).

Noch verwirralicher sind Schreibungen mit dem Buchstaben <u>. In der alten Schriftsprache wie in der Mundart unterscheidet man die Lautungen /u ü ue üe/, die in den Schweizer Drucken des 16. Jahrhunderts durch je einen eigenen Buchstaben ausgedrückt wurden: <u ü ú û>. Im mitteldeutschen Schriftdeutsch wurden die



Zeichen <ú û> seit dem 15. Jahrhundert überflüssig, da sich die Aussprache *guot* zu *gut*, *güetig* zu *gütig* veränderte («Monophthongierung»). Diese Lautveränderung drang seit 1600 auch in die schweizerischen Schriftsprachen ein, obwohl sich in den Mundarten die alten Lautungen bis heute erhalten haben. Zudem waren die Drucktypen <ú û> offenbar nicht mehr leicht erhältlich. In der Handschrift wurde die Situation noch weiter kompliziert durch die Gewohnheit, <u> in bestimmten Umgebungen durch einen übergesetzten Haken von <n> zu unterscheiden, dafür wurden dann aber bei flüchtigerem Schreiben <u ú û> ununterscheidbar. Praroman kennzeichnet immerhin <ü> sehr deutlich durch die zwei Pünktlein. Umgelautetes /üe/ kommt nur einmal vor in *fär füerd* (p. 7), die Lesung ist aber unsicher.

In der Transkription haben wir ausser <ü> alle <u>, die ein übergeschriebenes Zusatzzeichen aufweisen, durch <ú> wiedergegeben. Der heutige Leser muss die Zeichen deshalb interpretieren, wie das schon der zeitgenössische Leser tun musste. Dabei geht man kaum fehl, wenn man die Lautwerte nach der modernen Mundart einsetzt: *drúff* ist als *dru(u)f*, *gütter puncten* aber als *gueter Punkten* zu lesen. Ein Zeitgenosse, der sich besonders modern gefühlt hätte, hätte aber auch schon *guter* lesen können.

Solche Probleme müssen sich in schnell und direkt niedergeschriebenen Texten häufen. Darüber hinaus hatte Praroman nun aber eine zusätzliche Schwierigkeit zu meistern, nämlich die deutsche Sprache an sich. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass das Französische die Muttersprache des vornehmen Gärtners und die Umgangssprache in seiner engsten Familie war. Als sich seine Tochter Anne 1607 mit Rodolphe de Forel verheiratete, wurde ihr ein *Chant nuptial* gewidmet, von dem leider nur der ausführliche Titel überliefert ist – in französischer Sprache<sup>7</sup>. Selbstverständlich aber musste der Schultheiss das Deutsche beherrschen, die offizielle Sprache des Standes Freiburg, und auch als Oberst in franzö-

<sup>7</sup> BOSSON (wie Anm. 3), Nr. 89.

sischen Diensten hatte er die Schweizer Truppen auf Deutsch zu befehligen. Es scheint darüber hinaus, dass das Deutsche zu Beginn des 17. Jahrhunderts auch im gesellschaftlichen Umgang der Freiburger besseren Gesellschaft noch als die angemessene Sprache gegolten hat<sup>8</sup>. Die männlichen Angehörigen der Führungsschicht kamen nicht darum herum, Deutsch zu lernen, und in der Regel verhalf ihnen ein Sprachaufenthalt bei einem Geistlichen in der Deutschschweiz zu den nötigen Kenntnissen<sup>9</sup>.

Praroman scheint Deutsch vor allem mündlich gelernt zu haben, darauf verweist der öfter und ziemlich regelmässig veränderte Auslaut der Wörter: *verdöck* (p. 13), *gödöck* (p. 20), *gesötztd* <gesetzt> (p. 6), die auf Hörfehler zurückgehen könnten. Aber Praroman glaubte, für seine Zwecke genug Deutsch gelernt zu haben, sonst hätte er seine privaten Notizen, die *allein mir zú einner gædæchdnúß gemachdt* worden sind, kaum in dieser Sprache verfasst, zumal der Text ja zum Teil auf eine französische Vorlage zurückging. Es scheint angesichts seines Alters wenig wahrscheinlich, dass er bloss zu Übungszwecken Deutsch schrieb, aber es könnte durchaus sein, dass er das Schriftdeutsche besser beherrscht hat als das Schriftfranzösische. Die wenigen französischen Wörter zeugen nicht von überragenden schriftlichen Kompetenzen, selbst an so hervorgehobener Stelle wie am Schluss des Auszugs: *car je laeÿ apraenue a ma perte*. Und man fragt sich, warum er den Titel seiner Vorlage als *La möson Rustica* (p. 7) wiedergab. Passte das besser zum Deutschen?

Unter diesen Umständen erstaunt es die modernen Leser denn doch wieder, dass Praroman an gewissen Stellen Deutsch auf französische Weise zu schreiben scheint. Er neigt dazu, deutsches /u/ durch den französischen Digraphen <ou> wiederzugeben: p. 4

<sup>8</sup> Erst seit 1620 kann verfassungsrechtlich von einem «Patriziat» gesprochen werden. Vgl. Verena VILLIGER, Jean STEINAUER, Daniel BITTERLI, *Im Galopp durchs Kaiserreich – Das bewegte Leben des Franz Peter König (1594–1647)*, Baden 2006, S. 223; über die Stellung des Deutschen S. 220.

<sup>9</sup> Walter HAAS, Deutsch im Freiburg des Ancien Régime, in: *Freiburger Geschichtsblätter* 85 (2008), S. 109–132.



*houß* <Haus>, eidg. Schriftsprache *hus*; p. 4 *stouben* <Stube>; p. 6 *boux* <Buchsbaum>; p. 10 *thoubhouß* <Taubenhaus> und viele mehr. Nur in drei Wörtern bezeichnet <ou> den deutschen Diphthong /ou/, in *ouch* (das dafür sehr häufig vorkommt), *houw(en)* und *strouw*. Bei *houß*, *zoun*, *stouden* und andern der deutschen «<ou>-Wörter» könnte man vermuten, Praroman versuche die neuhochdeutsche Diphthongierung zu /au/ wiederzugeben: *Haus*, *Zaun*, *Stauden* – aber in der Regel schreibt er ja die Diphthonge nicht (*vßzug*), und der einzige sichere Diphthongierungsfall *pflaumbæim* (p. 6) hat <au>, wie es sich gehört ...

Ausgerechnet zu Praromans Zeiten verkomplizierte ein weiterer Lautwandel das ohnehin schon verwirrliche Bild, nämlich die Veränderung von altem /ou/ zu /au/. Beispiele sind p. 10 *baumgarten*, älter *boumgarten*; p. 8 *bauw*, älter *bouw*. Aber in den gesprochenen Mundarten des Westens blieb altes /ou/ entweder /ou/, so dass weiterhin *Boum* gesprochen wurde, oder es wurde zu langem /o:/, wie im Freiburgerdeutschen und im Landberndeutschen: *Boom*. Formen wie *baum*, *bau* muss Praroman also im Osten der Schweiz oder aus der Literatur kennengelernt haben.

Unentwirrbar vermischen sich die Einflüsse im Infinitiv des Verbs *tun*, der bei Praroman fast durchwegs als <thaún> (p. 10, 20) erscheint. Deutsch müsste der Infinitiv /tun/ oder /tuen/ lauten. Ist *thaun* eine französische Schreibung und meint /toon/ oder /tòon/? Das wäre eine phantastische Bildung zum mundartlichen Partizip *taa*, *tòò*. Aber das Partizip von *tun* verwendet Praroman auf der gleichen Seite 10 korrekt als *gethan*. Am wahrscheinlichsten ist wohl die Deutung von *taun* als hyperkorrekte neuhochdeutsche Diphthongierung des Infinitivs *tun*.

Die Sprache des *Ußzugs* ist das Deutsch einer Zeit, in der die Schriftsprache grosse sprachliche Veränderungen erfuhr, eilig geschrieben von einer gebildeten, aber nicht ausgebildeten Feder, von einem Schreiber, der nicht seine Muttersprache schrieb, aber auch in seiner Muttersprache kein sehr geübter Schreiber war, und der im täglichen Leben weder Französisch noch Deutsch sondern eine Art Frankoprovenzalisch und eine Art Höchstalemannisch sprach.

Dennoch vermag uns Nicolas von Praroman zu lehren, wie man aus *noúßen* zarte Bäume und endlich grosse Nussbäume ziehen kann – *sans perte*, wenn man nur alle seine sprachlichen Ressourcen heranzuziehen weiss.

## ANHANG 1

*Edition des Textes von Nicolas de Praroman  
mit einer Übersetzung in modernes Deutsch  
(Kathrin Utz Tremp, mit Hilfe von Walter Haas)*

*Staatsarchiv Freiburg, Familienfonds de Praroman, 1606  
(eigentlich 1605–1606)*

*Papierheft 20,5 x 15,5 cm, 87 p., davon 26 p. beschrieben. Die nicht konsequente Gross- und Kleinschreibung wurde vereinheitlicht: gross geschrieben werden nur Satzanfänge und Namen. Ähnliches gilt für die Interpunktion. < > Ergänzungen in Abweichung von der Überlieferung. [ ] Überlieferte Zusätze oder Interpolationen. Nicolas de Praroman war vermutlich französischer Muttersprache und kein professioneller Schreiber. Zudem schrieb er diesen informellen Text schnell, ohne sich um die gängigen Regeln etwa der Freiburger Kanzlei zu kümmern. Das macht sein Deutsch etwas schwierig. Besonders störend ist die Verwendung des gleichen Buchstabens <ö> für die beiden Laute /ö/ und /ä/; die Edition gibt den Buchstaben <ö> als <ä> wieder, wo eindeutig der Laut /ä/ gemeint ist (siehe Walter Haas, Nicolas de Praromans Sprache).*